

# Franken 1866 – Folge 3: Der Dichter Max Dauthendey und der Bruderkrieg des Jahres 1866 in Würzburg

von

Walter Roßdeutscher<sup>1</sup>

Nur zwei Jahre vor dem Ausbruch des 1866er Krieges zwischen Preußen und Bayern war Karl Albert Dauthendey als Würzburger erster Photograph mit seiner Familie in der Mainmetropole sesshaft geworden. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt in der Zarenstadt Sankt Petersburg ging diesem Ortswechsel voraus. Im Gefolge Karl Dauthendeys befanden sich damals vier Töchter aus erster Ehe, sein Sohn Kaspar und dessen junge Mutter Caroline, seine zweite Frau. Max Dauthendey war noch nicht geboren. Er erblickte am 25. Juli 1867 im Hause Büttnergasse 2 das „Würzburger Licht“. Das Licht, das er in seinem Buch „Der Geist meines Vaters“ mit dichterischen Worten als etwas ganz Besonderes geschildert hat.

Über die unglückselige kriegerische Auseinandersetzung des Jahres 1866, den sogenannten „Bruderkrieg“, hatte der Vater mit seinen Kindern in späteren Jahren oft gesprochen. Nach der Rückkehr von der Tagesarbeit im gut gehenden Photo-Atelier in die geräumige Wohnung mit Blick auf Main, Käppele und Festung erzählte der Vater immer wieder gerne aus seinem bewegten Leben. Die wiederholte Schilderung des Einzuges in die Barockstadt am Main machte auf den kleinen Max, den jüngsten Sproß in der Familie, wohl besonders nachhaltigen Eindruck. In ausgereifter Erzählform zieht er den Leser in dem bereits erwähnten Werk in den Bann eines für Stadtbürger abenteuerlichen Geschehens.

„Im Jahre 1864 war mein Vater nach Würzburg gekommen. 1865 eröffnete er das neue Atelier, und 1866 wurde dieser Bau schon wieder mit Zerstörung bedroht. Denn der Krieg brach mitten im Sommer unvermutet zwischen Bayern und Preußen aus, und die bei Kissingen und Brückenau schnell siegenden Preußen erschienen eines Morgens in Eilmärschen vor der überrumpelten Festung Würzburg, die für einen Krieg fast gar nicht

gerichtet war. Außer einigen Reihen aufgestellter Sandsäcke am Mainufer entlang war nicht viel zur Verteidigung getan. Man hatte gerade noch Zeit gehabt, die Stadttore zu schließen, als schon die Pickelhauben der Preußen in Massen auf den umliegenden Höhen vor der Stadt erschienen. Um zwölf Uhr begann die Beschießung von Festung und Stadt vom Nikolausberge her. Bald darauf brannten schon die Dächer der Vorrathshäuser auf der Rückseite der Marienburg. Unser Atelier am Main, das wie eine Schießscheibe den Kanonenkugeln der Preußen ausgesetzt war, war von meinem Vater mit Matratzen zum Abhalten der einschlagenden Granaten ausgepolstert worden. Die Familie hatte sich in die Zimmer, die nach der Büttnergasse hin lagen, zurückgezogen. Die anderen Hausbewohner waren hinunter in die Keller geflüchtet, wo man das Einschlagen der Granaten weniger hörte. Aber mein Vater hatte seinen Angehörigen verboten, in die Keller zu gehen, aus Angst, daß, wenn das Haus brennen sollte oder Teile einstürzen würden, die Kellertür verschüttet werden könnte. So saß die Familie im Wohnzimmer beisammen und hörte auf die Schüsse und auf das Gekrache und Geknatter der Granaten. Zuweilen lief einer an ein Fenster nach der Mainseite und sah zwischen den aufgestellten Matratzen hinaus. Als die Festung in Rauch eingehüllt war und Flammen aus dem Rauch zuckten, da fürchtete man, daß der große Pulverturm, der in der Mitte der Festung steht, in die Luft fliegen könnte und ein Steinmeer und Zerstörung über die ganze Stadt senden würde. Besonders den Häusern am Main drohte von diesem befürchteten Unglück die meiste Gefahr.

Um vier Uhr nachmittags aber erschien schon die weiße Flagge auf den Wällen zum Zeichen, daß die Festung sich ergeben hatte. Um sechs Uhr abends zogen die Preußen mit Musik in die eroberte Stadt ein, und um acht



*Uhr bereits saßen in allen Biergärten Preußen und Bayern verbrüdet auf den Bierbänken zusammen und sangen und tranken. Mein Vater erzählte mir auch, daß die Würzburger von den Preußischen Ketzern gefürchtet hatten, diese würden die Kirchen zerstören und die Klöster ausrauben wie zu Gustav Adolfs Zeit. Aber der sehr kluge preußische General hatte angeordnet, daß die siegreichen Truppen vor den Dom ziehen, dort niederknien und mit kurzem Dankgebet den Bayern zeigen mußten, daß die Protestanten ebenso gute Christen seien wie die Katholiken.“<sup>2</sup>*

Der subjektiven Schilderung dieses Kriegsgeschehens fügt Max Dauthendey eine damit im Zusammenhang stehende familiäre Begebenheit an: „In Petersburg bei meiner Großmutter und den Verwandten und Freunden meiner Mutter war die Bestürzung groß, als Telegramme in den Zeitungen die Nachricht von der Beschießung und Einnahme Würzburgs meldeten. Da wegen des ausgebrochenen Krieges alle Postverbindungen zwischen Bayern und Preußen abgeschnitten waren, konnten mehrere Tage keine Briefe abgesandt werden, und so wuchs die Sorge meiner Großmutter und der Brüder und der Schwestern meiner Mutter, die nichts über das Schicksal der in Würzburg Wohnenden erfahren konnten.

*Nachdem der Krieg beendet war, wollte mein Vater sowohl die Familie in Petersburg als auch meine Mutter für den ausgestandenen Schrecken entschädigen und ließ seine Frau zu einem mehrwöchigen Besuch nach Rußland reisen. Sie reiste mit großer Freude dorthin. Die Verwandten dort erzählten mir in späteren Jahren, niemals hätten sie meine Mutter so fröhlich und herzlich lachend gesehen als bei diesem sechswöchigen Aufenthalt, da sie nach fünf Jahren Verwandte und Freunde, ihre Geburtsstadt und das altgewohnte Rußland wiedersehen durfte.“<sup>3</sup>*

Im häuslichen Kreise ihrer Großfamilie wurde Caroline Dauthendey sehnlichst zurück erwartet. Der Vater, der seine geliebte Frau während ihrer langen Abwesenheit offensichtlich sehr vermied, reiste ihr bis zur bayerischen Grenze nach Hof entgegen. Ein Mißgeschick läßt ihn dort zunächst vergeblich die Ankunft seiner Frau erwarten. Das

Schlimmste befürchtend, denn in Rußland war inzwischen die Cholera ausgebrochen, durchlitt er eine schlaflose Nacht, deren Dramatik er seinen Kindern immer wieder gerne geschildert hat. Sohn Max berichtete darüber so:

*„... Als mir Vater diese kleine Geschichte zum letztenmal erzählte, war ich siebenundzwanzig Jahre alt, war bereits Schriftsteller und von einer Reise aus Schweden kommend zu Besuch zu Hause. Er war da ein alter Mann von fünfundsiebzig Jahren, aber immer noch ein rüstiger Jäger und Schachspieler und traf jeden Morgen in einer Würzburger Weinstube mit einem Kreis älterer Herren zusammen, die alle seine Jagdfreunde waren. Ich sehe noch deutlich, wie mein Vater am Schlusse seiner Erzählung, die er mir alleine berichtet hatte, nachdem die anderen Fröhschoppenherren bereits zum Mittagessen nach Hause gegangen und die Stühle um den Tisch leer waren, wie er mit dem Weinglas mir kräftig zutrank und mit halblauter Stimme ein wenig geheimnisvoll und weinfröhlich jener Erzählung folgende Worte beifügte: ‚Siehst du mein Junge, das kann ich dir, da du jetzt Mann geworden bist, anvertrauen: nach diesem Wiedersehen, nachdem ich deine Mutter schon tot geglaubt hatte, war unsere Freude und unsere Liebe zueinander doppelt inbrünstig, und bei unserer Rückkehr in Würzburg, bei unserer innigen Wiedersehensumarmung, wurdest du geschaffen. Neun Monate später im Juli 1867 brachte dich deine Mutter zur Welt.“<sup>4</sup>*

Die oben erwähnte Beschießung Würzburgs schilderte Max Dauthendey auch in seinem Werk „Ein Schatten fiel über den Tisch. Schauspiel in drei Akten“, das 1911 bei Rowohlt in Leipzig erschien.<sup>5</sup>

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Walter Roßdeutscher war langjähriger Vorsitzender der Max Dauthendey-Gesellschaft, Würzburg, Gruppe des FRANKENBUNDES.

<sup>2</sup> Zitate aus: Max Dauthendey. Der Geist meines Vaters. München 1912, S. 215ff.

<sup>3</sup> Ebd., S. 217.

<sup>4</sup> Ebd., S. 223ff.

<sup>5</sup> Anmerkung von Walter Hamm.